

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 60 (2004)
Heft: 3

Buchbesprechung: Gömmer Migro? - Veränderungen und Entwicklungen im heutigen SchweizerDeutschen [Dittli, Beat; Häcki Buhofer, Annelies; Haas, Walter]

Autor: Bleiker, Jürg

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wort und Antwort

Leserbrief zu Heft 1/04:

Henri Bergmann, Vom Handwerk des Übersetzens, 2. Teil

«Commande» und «Conte»

Als Übersetzerin habe ich diesen zweiten Teil aus «Aus dem Alltag eines Sprachmittlers» wie den ersten Teil mit grösstem Vergnügen gelesen. Mit vielem wurde ich schon selbst konfrontiert. So fand ich einmal in einem Hochglanzprospekt einer bekannten Firma für Maschinenzubehör das Wort «Bestellung» in einem völlig falschen Kontext. Dem

Übersetzer war entgangen, dass das französische Wort «commande» sowohl «Antrieb» als auch «Bestellung» heissen kann.

Nun aber zu dem Artikel, Seite 11: Wenn es nicht ironisch gemeint war, müsste es heissen «Monsieur le Comte et Madame la Comtesse». Das andere wäre ein Märchen im wahren Sinne des Worts!

Sie sehen, dass der «Sprachspiegel» genau gelesen wird.

Ursula Streuli-Monnier

Bücher

BEAT DITTLI, ANNELIES HÄCKI BUHOFER, WALTER HAAS (Hrsg.): Gömmer Migro? – Veränderungen und Entwicklungen im heutigen SchweizerDeutschen. Illustrationen von Godi Hofmann. Germanistica Friburgensia 18. Universitätsverlag Freiburg Schweiz, 2003. 260 Seiten, Fr. 45.–.

Der Band vereinigt die Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen Tagung, welche im Mai 2001 zum 75. Geburtstag von Peter Dalcher an der Universität Freiburg stattgefunden hat. Peter Dalcher, ehem. Titularprofessor an der Universität Freiburg, war lange Jahre Chefredaktor des «Schweizerdeutschen Wörterbuchs», und auf diese Tätigkeit sowie

seine weiteren Interessen waren die Referate ausgerichtet.

Der provokante, doch einprägsame Titel – eine balkansprachlich-jugendszenische Formulierung mit der Bedeutung «Gehen wir zu Migros (um zu essen oder einzukaufen oder herumzuhängen)?» leitet zur ersten Gruppe: *Neue Entwicklungen im SchweizerDeutschen*; er hat aber auch einen übertragenen Sinn: Entwickelt sich das Schweizerdeutsche aus der vielfältigen Kleinräumigkeit nun in mittelgrosse Dialekträume? – Dass im Buch durchgehend die Schreibung SchweizerDeutsch mit grossem D gewählt wurde, soll an die innere Mehrsprachigkeit der Deutschschweizer erin-

nern und zugleich die Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit dieser sprachlichen Varietät des Deutschen signalisieren.

Der zweite Teil, *SchweizerDeutsch im Austausch mit dem Globalen*, nimmt naturgemäß und der anglistischen Neigung des Jubilars entsprechend besonders aufs Englische Bezug; als dritter Teil sorgte und sorgt das Thema *SchweizerDeutsch als Sprache der Literaturen* für heisse Köpfe.

Die Reihe der Vorträge ist in ihrer Bunttheit höchst anregend und ein wohl geratener Rundblick über mannigfache Probleme der schweizerdeutschen Diglossie, also der unspaltbaren Verzahnung von Standarddeutsch und Dialekt.

Erster Teil: Neue Entwicklungen im SchweizerDeutsch

Hans Peter Schifferle, Redaktor am «Schweizerdeutschen Wörterbuch», untersucht die Frage der zeitlichen Schichtung des Wortschatzes in den verschiedenen Wörterbüchern, u. a. anhand vergnüglicher Ausführungen über *Tschinggele Moore* und *Schall- oder Schöllwii*. Willkommen ist auch die Übersichtstabelle über die seit 1988 erschienenen grösseren regionalen und lokalen Mundartwörterbücher der deutschen Schweiz. Für die künftige Dialektlexikographie postuliert er als neue Materialgrundlagen (noch zu schaffende) Korpora spontansprachlicher mundartlicher Texte.

«Uu fein, welts guet, rüüdig schön» – der Verbreitung solcher Verstärkungswörter ist Helen Christen (Freiburg/

Schweiz) nachgegangen, ausgehend von der Frage, ob sich diese intensivierenden Ausdrücke auch geographisch lokalisieren lassen; dabei ist «uu» vorwiegend östlich, «welts» vorwiegend westlich, und das Luzerner Schibboleth «rüüdig» ist ausserhalb der Innerschweiz weitgehend unbekannt. Aber seine Tage sind vielleicht schon gezählt, wenn eine 18-Jährige erklärt, dass *rüüdig* «antik töne»; diese Sorte von Wörtern muss in den betreffenden Gruppierungen frisch bleiben, sonst hat sie abgewirtschaftet und «ist out». Wer sich *überhuere, mega, geil, cool* und anderes aufregen wollte, soll sich auf die kurze Virulenz dieser Ausdrücke verlassen; die Karte VI 115 des SDS (Sprachatlas der deutschen Schweiz) mit den Verstärkungsausdrücken *schüüli, toll, hert, chäch, usinnig, hündsch, wacker, verreckt, höllisch, gruusig* u. a. erweckt jedenfalls schon fast trauliche Gefühle.

Auf einem zwar nicht völlig vernachlässigten, aber in der Mundartgeographie keinesfalls dominanten Forschungsfeld, nämlich der Syntax, arbeitet Elvira Glaser (Zürich). Auf Grund einer umfangreichen, sehr geschickt aufgezogenen Enquête findet sie erstaunliche regionale Ausprägungen, etwa ein nur nordöstliches (SG, TG, AP) Vorkommen der «Koprädikativmarkierung»: «Fischstäbchen musst du doch (*ase*) *gfroornä* anbraten» oder die von ihr ursprünglich als Fehlmeldung vermutete Verwendung der Konstruktion *do wird's gwärchet* (mit einem «expletiven» s im Innern des Passivsatzes!) in einem aargauisch-luzernischen Streifen. Der auf andern Sprachkarten deutliche West-Ost-Gegensatz zeigt sich auch in der Syntax deutlich ausgeprägt. Die bisherigen Ergebnisse

und die prächtigen Probekarten machen auf den syntaktischen Atlas des Schweizerdeutschen gespannt.

«Variation im heutigen Schweizerdeutschen», besonders im städtischen Umfeld, ist ein Untersuchungsthema, das im Ansatz sogleich einleuchtet. *Beat Siebenhaar* (Lausanne) zeigt aber in seinem Artikel vor allem das methodische Vorgehen, und da geht es zum Beispiel darum, «die Variation von vielen Variablen statistisch mittels einer Faktorenanalyse zusammenzufassen. Die Faktorenanalyse ist ein klassisches Mittel der Datenreduktion. Dabei werden korrelierende Variablen in einem Faktor zusammengefasst.» Der Autor wendet sich – das ist sein Recht – an Leute, die in statistischer Methodik wohlig zu Hause sind; dem Aussenstehenden wären dennoch die konkreten mundartlichen Formen, die hinter all dem stecken und die eine Mundart nachvollziehbar beschreiben, eine willkommene Möglichkeit, sachlich einzukuppeln. (Irgendwie erinnert es an Kant, der in seinen Kritiken die Beispiele – als selbstverständlich und bloss platzfressend – absichtlich weggelassen hat; mit bekanntem Ergebnis.)

Ein exquisites Lesevergnügen ist der nur im Titel dürre Aufsatz «Entwicklungen in den deutschschweizerischen Orts- und Flurnamen» von *Rolf Max Kully* (Basel). Hier wird eine Fülle konkreter Einzelfälle mit überraschender Beleuchtung ihres Hintergrundes vorgelegt, vergnüglich, humorvoll und voller Aktualität, gelegentlich mit erheiternden (obwohl oder weil ernstgemeinten) Absurditäten: *Regio Trirhena* statt *Regio Basiliensis* (es gibt jedoch nur einen einzigen Rhein), Stadt *Arolfingen* als realer und sprachli-

cher Zusammenschluss von *Aarau*, *Olten* und *Zofingen* («Bisher wird die Bezeichnung lediglich vom regionalen Tierchutzverein angewendet»), die behördlich abgesegnete Bezeichnung einer kleinen Strasse in Solothurn beim Schützenhaus als *Champs Elisi*. Eine Anekdote (S. 92 f.): Kürzlich hat der Gemeinderat von Bellach dem früheren Lehrer und Dichter Otto Wolf eine Strasse gewidmet. An der Fasnacht tönte es dann wie folgt:

*Dr Gmeinrot schänkt
und aui Bäucher finde s zwäg
Em Otti Wouf e sibe Meter
länge Wäg.
Und d Konsequänz wär jetz,
es wurd is aui fröije,
E Peter Bichsu-Wäg vom Rössli
bis zum Löije.*

(Wozu man wissen muss, dass die beiden genannten Wirtshäuser einander an der Strasse gegenüberstehen.)

Sehr interessant sind auch die Namengebungen aus den «Subkulturen» der Kletterer («mit der blühendsten Phantasie»), Höhlenforscher, Jäger, Ruderer und Taucher (mit der «aufgeweichtesten»), und sehr nachdenklich stimmt die Schlussüberlegung zu den oft unbeholfenen, aber servil vorausseilenden Namengebungen im «globalen New-Pidgin-English». Das angefügte Register der 360 behandelten Namen ist hochwillkommen.

Zweiter Teil: Schweizerdeutsch im Austausch mit dem Globalen

Urs Fischer (Caritas und Flüchtlingshilfe) berichtet eindrücklich und augenöffnend von den sprachlichen und übersprachlichen Problemen von Flüchtlin-

gen mit dem Deutsch, also der Sprache, deren Aneignung man von Asylanter «erwartet». Die dabei zu beobachtenden Auseinandersetzungen sollten auch in der sprachwissenschaftlichen Forschung ernster genommen werden.

Aus angelsächsischer Sicht windet *Felicity Rash* (London) dem Schweizer Deutschen allerhand liebenswürdige Kränzchen – «was fast jeden Neuankömmling in der Deutschschweiz überrascht, ist das hohe Ansehen der schweizerdeutschen Dialekte und die Liebe der Deutschschweizer zu ihrer Muttersprache, der Mundart» – und bringt uns auf den Boden zurück: «Was viele Deutsch sprechende Besucher entsetzt, ist die Entfernung des Schweizerdeutschen von der Standardsprache des Deutschen: Sogar das regional gefärbte Schweizer Hochdeutsch ist für viele Fremde ein misstörender Gräuel.» Es schadet indessen gar nicht, die Probleme der Ausländer ungeschminkt und ehrlich – oft allerdings humoristisch überzuckert – zu vernehmen.

Mit einem Thema, dessen Aktualität jeden Tag offensichtlich ist, befasst sich *Richard J. Watts* (Bern): mit den englischen Entlehnungen ins Schweizerdeutsche und ins schweizerische Standarddeutsch. Er stellt dazu einen differenzierten Problemerkatalog auf, wonach solche Entlehnungen beurteilt werden sollen. Manche Wörter dringen besonders in die Mundart, weil sie sich leicht ins Sprachsystem einpassen lassen: *easy*, *small talk*, andere werden, besonders in der Schriftsprache, gebraucht, um zu imponieren und globale Aufgeschlossenheit zu zeigen: *human powered mobility* (gemeint Radfahren, Inlineskating, Trotti-nettfahren – aber nicht das, was jedoch

der Engländer zuerst darunter zählen würde, das schlichte Spaziergehen). Das Englische profitiert eben von seinem gegenwärtigen hohen Marktwert, Englisch ist cool! Ob aber Entlehnungen nur kurzlebige Modespritzer sind oder sich so einbürgern, dass sie als «echte, alte» Mundartwörter empfunden werden (wie *tschuute* aus engl. *to shoot*), wird die Zeit zeigen; ob das Schweizerdeutsch durch diese Entlehnungen verarmt oder bereichert wird, ist im Einzelfall zu untersuchen (der *Hit* ist nicht das Gleiche wie der *Schlager* – also Bereicherung?).

Ebenfalls der Anglizismen-Problematik rückt *Regula Schmidlin* (Basel) auf den Pelz: Mit aller Skepsis gegenüber Wertungen (dabei nimmt sie übrigens auf den «Sprachspiegel» 2001, S. 66 Bezug, wonach eine Umfrage keinerlei Begeisterung oder Genugtuung über das gegenwärtige Eindringen angelsächsischer Wörter ins Deutsche zeigt) unternimmt sie eine statistische Erhebung über die Vertretung dieser Anglizismen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Dazu hat sie zunächst ein Korpus von 2200 Ausdrücken erstellt und dann die Suchmaschinen von Google und Altavista auf Webseiten mit diesen Ausdrücken angesetzt (was quantitativ weit über eine Million Belege ergab). Rein quantitativ sind die drei Länder etwa gleichstark «heimgesucht»; thematisch steht in der Schweiz der «Sport», in Deutschland das «Vergnügen» im Vordergrund. Gegenüber Deutschland und Österreich fällt die Schweiz etwas ab im Bereich «Körperpflege» – die Autorin bietet als Rettungsanker den Vorschlag, dass französische Varianten hier eben das Feld schon besetzt hielten. Spannend sind auch die Be-

obachtungen zur orthographischen und phonologischen Anpassung der Anglizismen sowie der abschliessende Ausblick auf die Purismus-Debatte.

Den Abschluss macht vergnügt *Anthony Rowley* vom «Bayerischen Wörterbuch», ausgehend von der Erfahrung, dass ein «Engländer» im Bayrischen ein Schimpfwort für einen sehr grossen, mageren Menschen ist. Viel Anglistisches ist in dieser Gegend zwar nicht auszumachen, das Wenige aber interessant genug, etwa auch das Kuriosum, dass der Nürnberger Sänger Günter Stössel die englische Orthographie einsetzt, um das Klangbild seines nordbayrischen Dialekts zu erfassen: *blows crowd wiggle hide* und *a broad washed* sind – «bloss Krautwickel heute» und «eine Bratwurst»!

Dritter Teil: Schweizerdeutsch als Sprache der Literaturen

«Dialektmusik und Subkultur» lautet die Arbeit von *Lorenz Hofer* (Basel), in der er Texte von Züri West, Stop the Shoppers, Resli Burri und Stiller Has analysiert. Die Texte sind in Mundart gehalten, weil man sie verstehen soll, und sie sind den Autoren über die Musik hinaus an sich schon wichtig, daher sind sie auf den CD-Booklets ausgedruckt. (Im Anhang sind sie ins Standarddeutsche umgesetzt.) Drei Merkmale lassen sich ausmachen: 1) lautliche Klangwirkung durch Reime, Assonanzen, Wiederholungen usw., 2) grammatische, syntaktische, semantische Irregularitäten, 3) freie Gestaltung auf der Ebene des Wortschatzes in einem Durcheinander aller möglichen Stilschichten. Es ist nicht zu bestreiten, dass diese Unbekümmertheit durchaus erfreulich und befreiend wirken kann.

Wie steht es mit der Deutschschweizer Mundartliteratur am Ende des 20. Jahrhunderts? *Christian Schmid* (Radio DRS) zieht Bilanz: Im «Trend» liegt das Traditionelle, inhaltlich und sprachlich; Musterbeispiel ist der Grosserfolg von Hanni Salvisbergs «Bach- u Wöschtag». Aber für jüngere Generationen existiert die Mundart in der U-Musik, auf der Bühne, im Film; mundartliche Bücher lesen sie nicht. Da helfen auch leserfreundliche schriftsprachnahe Schreibweisen nicht weiter. Die Hochschulgermanistik interessiert sich auch nicht für Mundartliteratur. Bedenkenswertes Fazit: «Mundartliteratur steht, in einem gewissen Sinn, immer wieder vor dem Nichts, weil eine kontinuierliche Rezeptionstradition fehlt. Ein Vorteil, den sie daraus ziehen könnte, wäre der der Unbeschwertheit und Experimentierfreudigkeit.»

Eine eindruckliche Folge von Beispielen aus Übersetzungsliteratur englischer Vorlagen präsentiert *Hans Jürg Kupper* (Basel), vorab Theaterstücke und Lyrisches (dazu gehören auch die «Songs»), weniger zahlreich findet sich Prosa. Die Beispiele zeigen, wie die Übersetzer gerungen haben; Werner Wollenberger sagt zu seiner Übertragung von Edward Bonds «Saved»: «Ich habe mich mit der schweizerdeutschen Fassung von «Saved» so sehr geplagt wie kaum je mit einer schriftstellerischen Arbeit zuvor.» Das Übersetzen – *überelupfe* – könnte auch ein bedeutendes Mittel sein, die Kompetenz und kreative Leistung der Hochsprache und der Mundart zu erhöhen.

«Den Letzten beissen die Hunde» – mit dieser düsteren Prognose beschloss an der Tagung *Peter von Matt* (Zürich) die

Reihe der Vorträge mit seinem Referat «Schweizerdeutsch als Literatursprache». (Neben der Gefahr für den Vortragenden enthält der Satz übrigens auch eine Qualifikation der Widersprechenden, aber daran dachte natürlich niemand.) Tatsächlich hat von Matts These – Der Dialekt ist keine autonome Literatursprache – einigen Wirbel verursacht. Die Gründe für diese These werden ausführlich dargelegt und pointiert formuliert – aber es darf nicht übersehen werden, dass der Aufsatz eindringlich viele mundartliche Beispiele vorführt, die mit hohem und höchstem Lob bedacht werden; von Matt als «Mundartgegner» (und dann immer blindwütiger als «Vaterlandsverräter») vorführen zu wollen, entbehrt jeder Grundlage. Dass aber ein wirklich bedeutender schweizerdeutscher Text «jedesmal ein seltener Glücksfall» ist, dem wird man ernstlich nicht widersprechen dürfen.

Im Buch fügt sich noch ein interdisziplinärer Ausblick an. *Kurt Schnidrig* (Siders) stellt die Frage «Wer passt sich an wen an und warum?», ausgehend von einer Erkundung zum sprachlichen Umgang des Oberwallisers mit andersdialektalen Deutschschweizern. Dazu entwirft er ein komplexes Persönlichkeitsmodell, ausgehend von einem «unitären Selbst» bis zum Krankheitsbild «MPD» (= Multiple Personality Disorder). Der «normale» Mensch bewegt sich zwischen diesen Polen (man wird erinnert an die englische Wendung «it's a question of hats»).

Das eindrückliche Verzeichnis der sprachwissenschaftlichen Publikationen von *Peter Dalcher* schliesst den Band ab.

Jürg Bleiker

Chronik

Einigung über ein gesamtschweizerisches Sprachenkonzept

Die Frage, ab welcher Klasse der Primarschule welche Zweitsprache gelehrt werden soll, drohte zu einer Streitfrage auszuarten, die den nationalen Zusammenhang in Frage stellte, nachdem der damalige Zürcher Bildungsdirektor Buschor 1998 in einem unnötig frühen Kraftakt die anderssprachigen Landesteile, vor allem die Romands, brüskiert hatte mit seiner Erklärung, für Zürich komme nur Englisch als erste Fremdsprache in Frage.

Ein Jahr nach Buschors Abgang hat sich die Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK) nun Ende März 2004 mit 24 Stimmen bei 2 Enthaltungen (Appenzell Innerrhoden und Luzern) auf ein gesamtschweizerisches Sprachenkonzept für das frühe Lernen von Fremdsprachen einigen können.

Nach diesem Konzept, das als weitgehend verbindlich gilt, müssen bis zum Schuljahr 2006/07 in allen Kantonen mindestens eine zweite Landessprache ab dem 5. Schuljahr und eine zweite Fremdsprache ab dem 7. Schuljahr